Bulletins.

Krankenlager des „John Ritsch Esq."

Mister Editer!

Dieses is, Ihne ze notifeie, daß Ich Ihne heint nit schreibe kann, in dem daß Ich da dermit büssi bin, des Bett ze hüte bei innewendig drin ze liege. Schun seit dem Sonntag.

Nämlich wisse Sie, was die Bronchite sein? Des is, wo Ich es hen. Un Ich hen es for fair an die Bronchite. Ich hen erst gemeent, es wär e förchterlicher Huschte (so hot es mer früher gekallt) mit eme Kalt verbunde, wo uff der Pfeif gezettelt hot, awwer der Dakter segt, es sei die Bronchite.

Well, es kann sein. Wann es es die Bronchite sein, wo Ich hen, dann kann Ich Ihne nor sage, daß die Bronchite ganz miserabliche Dingre sein. Ich glaab, so e Mittelding zwische Pnumoniä un Pluresie.

Un der Dakter is e Kameel. Nämlich Ich soll kee Bier trinke un kee Moselche trinke un rauche soll Ich erst recht nit (da hen Ich aach gar keen Fleug druff gehatt bis jetz) un esse kann Ich selber nit. Seit'm Sonntag hen Ich noch keen Bisse getötscht, außer e Bißle Toast, wo Ich der Alti beinahe an de Kopp geschmisse hätt. Nämlich vun dem Huschte da sein Mei Inseits so rear, wie e Böffsteck alla Tartar un soll Ich so e hartes krustiges Toaststück mitaus nothing derzu esse. Un des Schönste is, daß der Dakter, trotzdem Ich schun seit dem keen Bisse getöscht hen, Mir fortwährend Aehsentsalz un Seiträt of Mägnetism un Hunyadi Janosch (nit ze verwechsle mit Mitosch) in so Sache gebt. Ich möcht wisse, was des for en Sinn hot. Well, awwer, was will mer mache? „You are the Dakter," hen Ich zum Dakter gesagt.

Was aach gelunge is, des is, daß Ich nix trinke sollt un daderbei hot der Dakter mir e Medissen verschriwwe, wo üwwerhaupt nit unne bleibt, wann Ich nit mit jedem Theelöffel voll vun der Medissen en Tombler voll Whiskey nemm.

Un wo mehr Ich im Bett lieg un nix trink un nix raach un nix eß un Bittersalz derzu trink, wo miserabler es Mir geht un tschallier un büssier die Bronchite wern.

Es is nor e Glück, daß Ich die Alti hen! Denn was sollt Ich ohne derer ihrer liebevolle Pfleg thun? Nämlich die Alti hot Mir so en Spazierstock mit eme solide goldene Knopp in's Bett gelegt un wann Ich was wollt, da bräucht Ich blos mit dem Stock uff de Floor ze nacke un da thät sie kimme.

Sie kimmt aach. Nit immer glei, awwer ziemlich später. Un wann sie in's Zimmer kimmt, da fängt sie en Spietsch aa ungefähr wie: Wunnerscht Dich dann, daß De sick werscht? Wie kann es dann annerscht sei? Ich wunner Mich blos, daß De üwwerhaupt noch lebscht. Oder weeßt De vielleicht nit, wo Du es her hoscht? Vun dem kalte Sache bei der Kält eneitrinke un vun dem uff der hinner Platformstehn un Schmoke kimmt es un vun die heiße Drinks drinke kimmt es vun — — — — — — — — — — — — — — —"

So geht es noch e vertel Stund so fort un dann komplähnt die Alti un heult un wunnert sich, was aus ihr un de Kinner wern soll (es scheint bei ihr gezettelt ze sei, daß Mei present Krankelager Mei Sterbebett is) un dann verlaßt die Alti (heulend off kohrs) das Lakal mitaus nor so viel wie gefragt ze hawwe, was Ich eigentlich gewollt hen, un des is Alles, wo der Stock mit dem Salidgoldknopp, wann Ich dermit uff de Bode klopp, Mir gut thut.

Well, Mister Editer, Ich glaab selber. Lang kann des nimmer so fort gehn, wann es noch so weiter geht. Ich denk vun morche ahn bringe Sie tägliche Bulletins üwwer Mei Befinde, dann is doch schun bekannt geworn, daß ich sick bin un die Leut sein ärrischioß, ze lese, wie Ich fühle thu. Sie könne ja da derfor de Taw-Treiell auslosse un Mei Sickneß-Bulletins an die Stell dervoo setze.

Also einstweile so lang
Mit Rigards
Yours
John Ritsch Esq.

Als Bulletin Number Eins könne Sie eneischreibe, daß der hohe Patient heint Nachmittag um halber Zwei gesagt hot: „Jetzt wird Mir's zu dumm! Jetz sein Ick sick un teierd vun Krankset Was is der Juhs. Drei Tage lang lieg Ich jetz da, eß nix, trink nix, raach nix un huscht un nemm Medissen. Wann Ich jetz uffsteh un dreß Mich un drink e Battel Bier (der hohe Patient hot en förchterliche Dorscht uff e Battel Bier) un schmohkst e Peip, was kann da die Konsequenz sei? Du werscht aach huschte!"

Bulletin Nr. 2. Der hohe Patient hot schun drei Flasche Bier getrunke, Pfeife geraacht un steckt sich ewwe e Siggar aa un er huscht nit mehr, wie vorher aach, awwer e Bißle leichter.

Bulletin Nr. 3. Ewwe is der Dakter gekimme. Er segt, der hohe Patient hätt ganz Recht gehatt. Der Dakter spielt jetz Pinackel mit dem hohe Patiente un trinkt en Toddy mit ihm.

Nämlich, Mister Editer, so is aach werklich.

Off kohrs, Ich huscht noch grad so viel wie vorher, awwer Sie wern Mir doch zugewwe, daß es e Differenz is, ob mer Bier trinkt un raacht un nix trinkt un nix ßet un — aach huscht. Mer will doch die Bronchite nit de Sätisfäctschen gewwe, des Bescht vun Eim gekriegt ze hawwe. Will man?

D. O. Esq.

Die Entvölkerung St. Helenas.

Die einsame Insel St. Helena im Stillen Ozean, die durch Napoleons Verbannung zur Weltberühmtheit gelangt ist, geht einer langsamen, aber sicheren Entvölkerung entgegen. Das felsige und stark zerklüftete Eiland hat nur eine einzige größere Ansiedelung, das Städtchen Jamestown mit seinem Hafen, der das Landen gestattet. Die 1502 von den Portugiesen entdeckte Insel nahmen die Holländer 1561 in Besitz, und an deren Stelle traten 1651 die Engländer. Sie machten daraus eine Zitadelle und legten in Jamestown Befestigungen an. Die Stadt lebte fast ausschließlich von der Garnison, und als diese verringert wurde, nahm auch die Einwohnerzahl mehr und mehr ab. Von 6241 Köpfen im Jahre 1871 fiel sie in etwas mehr als drei Dezennien auf 3592 im Jahre 1905. Jetzt sind von St. Helena die letzten britischen Truppen (481 Mann) sämmtlich abberufen. Es fehlt nun der Kolonie an jedem wirksamen Schutze. Unter den Bewohnern regt sich ein starker Drang, der Insel den Rücken zu kehren, nachdem das Mutterland das Interesse an ihr verloren zu haben scheint.

Frauen als Rechtsanwälte.

In Paris haben sich kürzlich zwei Damen als Rechtsanwälte niedergelassen. Bei dieser Gelegenheit erwähnt die „Revue Hebdomadaire", daß in den Vereinigten Staaten zur Zeit nicht weniger als 208 weibliche Advokaten ihren Beruf öffentlich ausüben. Da aber nicht weniger als 89,442 Rechtsanwälte in Amerika thätig sind, muß man einräumen, daß der Wettbewerb der Frauen dem männlichen Geschlecht einstweilen noch keinen großen Schaden zufügt. In Indien, Neuseeland, Mexiko, Chile, Japan, Schweden, Finland, Norwegen und in der Schweiz bereitet man den Frauen keine Hindernisse, als Rechtsanwälte an den Gerichten zu wirken. Nur die Schweiz stellt gewisse besondere Bedingungen: ein tadelloser Ruf, Aufbringung einer Kaution von 3000 Fr., und ein Fähigkeitszeugniß, das vom Gericht ertheilt wird; die verheiratheten Frauen müssen außerdem die Einwilligung ihrer Gatten beibringen.

Die Gleichberechtigung der Menschen.

Der englische Schriftsteller Johnson speiste einst bei einer Dame, die sich als eine begeisterte Republikanerin erwies und ihm währen des Essens fortwährend von der Gleichberechtigung der Menschen vorschwärmte. Johnson gab nur einsilbige Antworten, in der Hoffnung, die Sprecherin werde endlich zu einem anderen Thema übergehen. Als er sich aber in seiner Erwartung getäuscht sah, stand er plötzlich auf, zog noch einen Stuhl an den Tisch und lud den Neger, der gerade den Braten herumgereicht hatte, ein, Platz zu nehmen und es sich schmecken zu lassen."

„Aber Mister Johnson, was soll das heißen?" fragte die Dame erstaunt.

„Zürnen Sie mir nicht, verehrte Frau," entgegnete Johnson, „ich wollte nur einmal Ihr System von der Gleichberechtigung der Menschen, das mir einzuleuchten beginnt, praktisch ausüben."

Drei Tage lang haben die ruthenischen Studenten, die den Hunger-Streik in Szene setzten, nichts gegessen. Na, das ist nicht so schlimm. Wenn es aber ein richtiger Bruder Studio drei Tage ohne Trinken aushalten sollte, das wäre noch der Rede wert.

* * *

Ein Versprechen ist oft nur ein Ver—sprechen.

* * *

Diese zentralamerikanischen Republiken müssen sich wirklich sehr lieben. Sie necken sich fortwährend und nennen diese Neckereien dann Krieg.

* * *

Sachverständige erklären, daß unsere Dichter und Romanschriftsteller immer mehr dem Genuß von Kokain fröhnen. Man merkt es auch sehr oft.

* * *

Neue Ozeandampfer haben vollständig eingerichtete Flats mit allen modernen Verbesserungen. Einer Ozeanreise wird aber für Damen immer noch der Hauptreiz fehlen, so lange nicht ein Department Store an Bord ist, der jeden Tag Bargaintag ankündigt.

Liebesboten.

Von Ulla Bruneck.

Jetzt wißt Ihr also, was Ihr zu thun habt: Dieses Kästchen — aber vorsichtig anfassen, Hans! — tragt Ihr in den Hausflur zu Rechnungsrath Wernecke's, schreit tüchtig: „Julklapp!" und macht Euch rasch aus dem Staube, damit Niemand Euch erkennt. — Verstanden?"

Damit drückte Onkel Heinz jedem seiner Neffen aufmunternd einen blanken Nickel in die Hand und ging.

„An — Fräulein Rosemarie — Wernecke — buchstabirte Hans, der ABC-Schütz, mühsam und fügte hinzu: „Was wohl darin ist?" Als nach langem, energischem Schütteln das Räthsel immer noch ungelöst blieb, sagte der Aeltere:

„Wie wär's, wenn wir ein Loch, ein ganz kleinwinziges Loch hineinbohrten — zum Durchgucken?"

„Ich sehe nichts, — es wird halt gar nichts drin sein!" muthmaßte Franz verächtlich, — da riß mit einem plötzlichen, mannhaften Entschluß sein älterer Bruder aber auch schon die buntfarbigen Seidenpapierhüllen herab und vor den entzückten Knaben lag in niedlichem Kästchen — eine große, wunderfein gearbeitete Marzipanrose!

„Ich gebe mit Entzücken
Dich selbst Dir selbst zurück!"

erläuterte ein beiliegender Zettel.

„Ist die aber mal schön!" riefen die beiden Knaben wie aus einem Munde, und ihre lüsternen Blicke sagten: „Wie muß die erst schmecken!!"

„Glaubst Du, daß es sehr zu sehen wäre, wenn wir nur ein einziges Blättchen abbrächen — zum Probiren?" fragte Hans zaghaft. In dem kleinen wurden Bedenken laut, aber schließlich siegte doch die brüderliche Autorität des Aelteren.

„Sieh doch nur mal, jetzt sieht die Rose aber komisch aus!" rief Fränzchen, gerade als das fünfte Blättchen verschwunden war. In der That war es, als habe der Herbststurm an dem hübschen, zierlichen Gebilde gerüttelt. „Wir wollen rasch noch ein paar Blättchen nehmen — dann wird es eine Knospe!" beruhigte Hans, dem es in Wahrheit durchaus nicht wohl zu Sinn war. Und als noch weitere sechs Blättchen den Weg allen Fleisches gegangen waren, konnte das grausam zerstückelte Unding, das sich jetzt den entsetzten Augen der beiden Brüder darbot, auch nicht einmal mehr auf die Bezeichnung einer „Knospe" Anspruch erheben. In schweigendem, wunderbarem Einverständniß vertilgten Hans und Franz hierauf den Rest, und rannten in ängstlicher Eile in den nächst-besten Konditorladen. Marzipanrosen konnten die beiden Knaben, wie sie auch suchten, nicht entdecken, wohl aber erregten die vielen niedlichen, rosigen Marzipanschweinchen ihr Entzücken.

„Solch ein Schweinchen ist eigentlich auch gar nicht übel!" meinte Franz.

„Und so billig!" jubelte Hans, „sieh, dieses kostet nur dreißig Pfennig!"

Hans entnahm stolz seinem Portemonnaie fünfzehn Pfennige, auch in Franzen's Tasche fanden sich vierzehn einzelne Pfennige, auf den letzten verzichtete die Verkäuferin.

„Wie komisch, daß gerade der dreißigste Pfennig fehlte," meinte der sinnige Franz; dann begannen sie das Schweinchen in die für die Rose bestimmte Verpackung zu betten, und der verhängnißvolle Zettel kam auch mit.

In den nun folgenden Tagen zeigte Onkel Heinz' Benehmen eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem Sagenhaften „der da umgeht wie ein brüllender Löwe". Er wurde ohne sichtlichen Grund mißgelaunt und heftig, lief wohl zehnmal des Tages zum Briefkasten, ging dem Postboten straßenweit entgegen, dann wieder betrachtete er seine beiden Neffen mit Blicken, daß in diesen jungen Männern der dringende Wunsch, sich in ein Mauseloch zu verkriechen, erwachte.

Ja, die Tage, die Hänschen und Fränzchen jetzt durchlebten, gehörten nicht zu den angenehmsten des Lebens. Wie es den Mörder immer wieder an den Thatort zurücktreibt, so zog es unsere jungen Missethäter wie mit tausend Armen in die Nähe der Wernecke'schen Behausung, ein Zug, der zum Glück bei den Ihren des gegenüber befindlichen Bonbonladens wegen durchaus keinen Argwohn erweckte.

Sylvester war's, als das zarter besaitete Fränzchen endlich in die denkwürdigen Worte ausbrach: „Laß uns doch hingehen und ihr alles sagen," und dabei, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, bei seinem Bruder keinen Widerstand fand.

Da standen denn die beiden armen Sünder vor dem blonden, blassen Mädchen, die Beichte war vorüber, aber noch immer herrschte Schweigen und Hans und Franz dachten schon ganz jämmerlich und ergeben: „Na, jetzt kommt's!"

Aber als sie endlich aufzublicken wagten, sahen sie etwas ganz sonderbares, etwas, das sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen hatten. Das hübsche, blonde Fräulein Rose-Marie lächelte, und doch stürzten ganze Thränenströme aus ihren blauen Augen! Die kleinen Brüder hatten wenig Zeit über diese seltsame Naturerscheinung nachzudenken, denn nun wurden sie mit Schokolade und Kuchen bewirthet, und sie durften soviel von den guten Sachen essen, wie sie nur immer mochten.

Kurz, in der ganzen großen Stadt sah wohl Niemand dem neuen Jahr fröhlicher entgegen, als Rose-Marie Wernecke und ihre beiden ungetreuen Liebesboten.

Jagua jagd.

Von L. Heiland.

Glühende Hitze brütet über den spärlich bewaldeten Bergen Acapullos. Zitternd schwingt die Luft über den sonnendurchglühten Steinen, und die blaue Fläche des Ozeans erscheint träge wie Blei. Kahler Fels, Gruppen von riesigen Kakteen, Dornenbüsche und wenige immergrüne Bäume machen die ganze Vegetation aus, nur in der Ferne winkt längs des schmalen Küstenstreifens das dunkle, saftige Grün der Kokospalmen.

Es ist Mittag. Die ganze Thierwelt liegt in bleiernem Schlaf, kein Laut unterbricht die lastende Stille, stumm hockten die Vögel auf ihren Aesten, sogar die nie nimmersatten Aasgeier haben ihr unablässiges, beutesuchendes Kreisen aufgegeben und sitzen mit gesenktem Kopf auf einem ein wenig Schatten gebenden Baum. Besonders auf einer größeren Gruppe verkrüppelter Bäume hockt eine ganze Schaar dieser häßlichen Thiere. Offenbar haben sie sich, gesättigt von einer überreichen Mahlzeit, hier niedergelassen, denn die abgenagten Knochen eines erst vor kurzem getödteten Kalbes verrathen, wo diese ekelen Todtengräber der tropischen Länder ihr Mahl gehalten. Wer aber tödtete das schon ziemlich ausgewachsene Kalb? Sicherlich nicht diese gefräßigen, aber feigen Raubthiere, sondern ein mächtigerer Räuber aus dem Thiergeschlecht mußte hier die Reste seines Raubes den Geiern zurückgelassen haben.

Und wirklich, nicht weit entfernt von jener Baumgruppe ruht der mächtige Räuber im Schutze eines überhängenden Felsblockes. Es ist der Jaguar, der König der mexikanischen Thierwelt, der hier ermattet von der nächtigen Jagd und gesättigt, ausruht. Regungslos liegt die mächtige Gestalt des Thieres, keine Bewegung verräth, daß Leben darin, nur zuweilen blinzelt er träge in das flimmernde Sonnenlicht hinaus.

Da plötzlich richtet er sich auf. — Was ist das? Ein Ton dringt von fern herüber, der ihm nur zu wohl bekannt, der einzige, den er, der Herr der Thierwelt, fürchtet, weiß er doch, daß es die Stimme seines Todfeindes, des Hundes ist, dem auf dem Fuße der Mensch, „el tigrero", der Tigerjäger, folgt.

Eine Zeitlang bleibt es still. Nichts ist zu hören, fast scheint es, daß die Hunde die Fährte des Viehräubers verloren haben. Schon will dieser sich wieder zur Ruhe niederthun, als bereits in größerer Nähe sich die gefürchteten Töne hören lassen. Einen Moment überlegt er, ob er sich in den Schutz der Steine verkriechen oder die Flucht ergreifen soll, als ein Ton die Luft durchschneidet, der die riesige Katze wie von einem Peitschenhiebe getroffen zusammenzucken läßt. — „Hiiiiih!" gellt es in den höchsten Tönen, der Jagdruf des Tigrero, der seine Hunde vorwärts hetzt zur Verfolgung des gefährlichen Räubers.

Mit einem Satz ist der Jaguar aus seinem Versteck und schnellt in weiten Sprüngen über die sonnendurchglühte Fläche. Aber zu spät! Bereits haben die Hunde ihn entdeckt, und eine rasende Jagd beginnt. Ueber Felsen und Dornenbüsche, durch Kakteen und Gestrüpp geht die wilde Jagd, aber ungeachtet der Anstrengung der gewaltigen Katze folgen ihr die halbwilden Hunde, und hinter ihnen jagt, vom Kopf bis zum Fuß in Leder gehüllt, der Tigrero. Vom Jagdeifer ergriffen, trägt ihn das Pferd, offenbar ein Abkömmling jener berühmten Andalusier, über alle Hindernisse, und weiße Schaumflocken bezeichnen den Weg, den die wilde Jagd genommen. Schon ermattet der Jaguar, aber auch die Kraft der Hunde ist bald erschöpft, denn die glühende Sonne brennt unerträglich auf die schattenlosen Berghänge. Wieder und wieder feuert der gellende Jagdruf des Tigrero die Hunde an, denen zeitweilig der Reiter nur mit äußerster Lebensgefahr zwischen den Felsblöcken hindurch folgen kann. Wehe ihm wenn das Pferd strauchelt oder einen einzigen Fehltritt macht! Rettungslos muß der Körper an dem Felsen zerschmettert werden.

Da erblickt das flüchtende Raubthier in der Ferne einen kleinen Wald und fort nimmt es instinktiv die Richtung dorthin, um sich dort vor seinen Verfolgern zu verbergen. Der Tigrero aber, sein unermüdlicher Verfolger, hat diese Absicht bemerkt und schonungslos bohrt er die mächtigen mexikanischen Sporen dem zusammenzuckenden Pferd in die Weichen. In krampfhaften Sätzen schnellt es vorwärts, und im Moment ist die vor Anstrengung keuchende Hundemeute erreicht. Erschreckt fahren die Hunde auseinander, um, durch die Nähe ihres Gebieters und dessen gellende Jagdrufe angefeuert, mit rasendem Eifer vorwärts zu stürzen. Kaum erreicht der Jaguar die ersten Bäume, da gelangen die wüthenden Hunde in seine unmittelbare Nähe, und gleichzeitig haben die erfahrenen, auf diese Art von Jagd dressirten Thiere sich getheilt, um ihm die Flucht in das Innere des Dickichts unmöglich zu machen. Keinen Ausweg mehr sehend, schnellt die gewaltige Katze in mächtigen Sprüngen zum nächsten Baum, ein Satz und die Krallen erfassen den Stamm in solcher Höhe, daß die in blinder Wut nachspringenden Hunde nur tief unter ihrem Erbfeind den Baum zu erreichen vermögen.

Einige Kletterbewegungen, und ermattet von der wilden Jagd schaut der Jaguar von einem Ast herunter auf seine vor ohnmächtiger Wuth heulenden Feinde, vor denen er sich nunmehr in voller Sicherheit befindet.

Aber doch soll sein Raubzug in der vorigen Nacht sein letzter gewesen sein. Denn schon jagt der Tigrero heran. Nicht achtend der Baumstämme, die ihn auf seinem tollen Ritt aus dem Sattel zu reißen drohen, nähert er sich in unverminderter Schnelligkeit dem Baum, dessen Standort ihm das rasende Wuthgeheul seiner Hunde verräth. Jetzt hat er sich dem Baum auf kurze Entfernung genähert. Mit einem Satz ist er aus dem Sattel und sucht mit scharfem Auge das Blättergewirr zu durchdringen, in dem sich der verfolgte Räuber verborgen hält. Da bewegt sich ein Ast, ein dichtbelaubter Zweig schiebt sich zur Seite und die blitzenden Augen des mächtigen Raubthieres werden sichtbar, das in grimmiger Wuth seinen neuen Feind anstarrt. Die Repetirbüchse fliegt hoch, ein Knall — und schwer verwundet schnellt der Jaguar in jähem Schwunge zu Boden. Kaum aber setzt er zum Sprunge an, seinen Feind zu erreichen, da kracht es wiederum, und mit durchschossenem Schädel sinkt die Bestie zusammen. Noch einige Zuckungen, und vorbei ist es mit dem Räuber, der so lange die Viehherden bedrohte. Sofort springt der Tigrero in langen Sätzen herbei, um mit der schweren Reitpeitsche die vor Wuth blinden und tollen Hunde von dem todten Thier zu vertreiben, da sie mit ihren scharfen Zähnen das herrliche Fell zu zerreißen drohen. Fast macht einer der wüthenden Hunde Miene, sich auf seinen eigenen Herrn zu stürzen, aber ein Hieb mit dem bleigefüllten Knopf der Schikote, der schweren mexikanischen Peitsche, läßt ihn aufheulend zurücktaumeln.

Eilig macht sich nun der Jäger daran, mit Hilfe seiner scharfen Navaja, seines Jagdmessers, das Fell des Raubthieres abzuziehen, und sobald das geschehen, hängt er es zum Schutz vor den Hunden an einem der Aeste des Baumes, der soeben noch dem Thiere zum Schutz diente. Dann aber fordert die Natur ihr Recht, und ermattet von der rasenden Jagd unter der glühenden Tropensonne streckt sich der Jäger auf den Boden, um für die Rückkehr zum heimathlichen Pueblo die kühleren Abendstunden abzuwarten.

Ein Ereigniß.

Kadett: „Denken Sie sich, mein gnädiges Fräulein, heute früh ist mir ein Haar aus meinem Schnurrbarte ausgefallen."
Dame: „Also deswegen kamen Sie mir gleich so verändert vor."

Zweideutig.

Gast (ein Glas Bier gegen das Licht haltend): „Ich glaube, in dem Bier ist etwas drin?"

Wirth: „O nein, es ist nicht das Geringste drin!"

Lakonisch.

Herr (der einem abgeworfenen Sonntagsreiter aufhilft): „Sie sind wohl heute zum ersten Mal geritten?"

Sonntagsreiter: „Nein, zum letztenmal!"

Offen.

„Ich möchte mir einen Zahn ziehen lassen, ich halte es vor Schmerz nicht aus!"

Bader: „So! Wie wollen Sie dann das Zahnziehen aushalten, gnädiger Herr?"

Vertheidiger-Logik.

„Meine Herren, bevor ich einen Antrag auf Freisprechung stelle, pflege ich mich stets zu fragen: „Ist der Angeklagte auch unschuldig?" Ist der Angeklagte aber unschuldig, dann meine Herren, stelle ich auch einen Antrag auf Freisprechung. „Im vorliegenden Falle nun stelle ich den Antrag auf Freisprechung, und folglich, meine Herren, ist der Angeklagte unschuldig!"

Missverständlich.

Ein Baier ist im Besitz einer alterthümlichen, ihm unbekannten Münze und geht, um den Werth derselben zu erfahren, in ein Alterthumsgeschäft. Daselbst angelangt, bemerkte er, daß er die Münze vergessen hatte einzustecken, worauf er gefragt wird, ob er wisse, was die Münze für Avers hätte. Darauf antwortet der Baier: „A Versch is net draf, aber a Bild!"

In der Schule.

Lehrer (in der Rechenstunde): „Müller, sag' an, wie hast du deine Exempel gerechnet?"

Müller: „Der Herr Lehrer wird entschuldigen, ich hab' sie nicht gebracht."

Lehrer: „Du bist der allerdümmste Mensch, den es auf Gottes Welt gibt; Schulze, sag' du sie an!"

Schulze: „Ich hab' sie auch nicht gebracht."

Lehrer (ganz empört): „Du bist noch dümmer."

Unnöthige Sorge.

„Aber Frauchen, Deine Mitgift ist ja bedeutend höher, als ich sie vor der Hochzeit nach Deinen Andeutungen schätzen konnte!"

„Ja, weißt Du, Arthur, ich befürchtete, Du könntest Dich aus Zartgefühl zurückziehen!"

Höflicher Einbrecher.

In der Wohnung eines Budapester Bankbeamten Namens Goldmann wurde ein Einbruchsdiebstahl verübt, bei welchem 500 Kronen entwendet wurden. Der Einbrecher hinterließ eine Visitenkarte mit der Aufschrift: „Ein glückliches Neujahr wünscht der Einbrecher!"

Aha!

Besucher: „Ist Herr Rother zu Hause?"

Wirthin: „Nein, Herr."

Besucher: „Ich war vor fünf Wochen schon mal hier, da sagten Sie mir, er wäre auf einen Monat nach Monte Carlo. Ist er noch nicht wieder zurück?"

Wirthin: „Er ist wieder hier."

Besucher: „Na, wo ist er denn?"

Wirthin: „Im Armenhaus."

Anderer Fall.

Richter (zu einer Bäuerin, deren Mann bei einer Treibjagd erschossen wurde): „Sie verlangen also von dem Schützen dreitausend Mark?"

Bäuerin: „Werd' wohl net z'viel sein für an Mann."

Richter: „Da scheint Ihr Mann, seit er todt ist, sehr im Werthe bei Ihnen gestiegen zu sein, denn verschiedene Zeugen bekunden, daß Sie früher häufig genug den Ausspruch gethan haben: Der Lump ist keinen Schuß Pulver werth!"

Gaunerhumor.

Sträfling (der zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt ist, und nun in seine Zelle geführt wird): „Wat, zehn Jahre soll ick hier drin zubringen?! Für die lange Zeit könnt' et hier och etwas häuslicher einjerichtet sin!"

Neues Fest.

A.: „Fällt denn Ihre Frau auch manchmal in Ohnmacht?"

B.: „O ja, jedes Jahr ein paarmal; — sie feiert schon bald ihre silberne Ohnmacht!"

Zu viel verlangt.

Förster: „Wenn man so 'n paar Touristen in den Weg läuft, da möcht' man allwissend sein! Haben mich da paar solche gefragt, wie's Wasser in der Gegend ist!"